

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

## Der Spielmann.

Ein Spielmann, das bin ich  
Und freue mich sehr;  
Was wär' auch das Leben,  
Wenn der Spielmann nicht wär'!

Das ist keine Hochzeit,  
Wo die Fidel nicht klingt,  
Bis die letzte der Saiten  
Am Morgen zerspringt!

Und gilt es die Reise  
Ins moosige Haus,  
Der Spielmann, der geigt noch  
Die Leiche hinaus!

In der Charwoche' am Chore,  
Auf der Wiese im Mai —  
Wo Lust und wo Trauer,  
Ist der Spielmann dabei!

Frisch, Kelln'rin, das Krügel  
Gefüllt bis zum Streif —  
Bin gewohnt ja, daß Jeder  
So tanzt, wie ich pfeif'!

Ludwig Rowitsch.

## Der Blödsinnige.

Novelle von Ludwig Rowitsch.

Herr Reinberger war einer der angesehensten Männer des Marktfleckens. Er besaß ein hübsches Haus, betrieb eine einträgliche Lebzelterei und war überdem Gemeinderath und Feuer-Commissär. Was aber dem alten Herrn eine besondere Glorie verlieh, das war sein schönes Töchterlein Sabine. Konnte aber auch ein schmüderes Kind erdacht werden? Bartes, blühendes Angesicht, üppige dunkelbraune Haare, dunkle Augen von langen seidenen Wimpern überschattet, freundlich lächelnde Lippen, schlank, gazellenleichte Gestalt.

Von allen Bewerbern hatte nur Einer das Herz der Jungfrau gewonnen, und dieser Eine, ein junger Arzt, der sich seit ungefähr einem Jahre im Orte etablirt hatte, war auch der Begünstigung werth. Mag Oswald konnte, wenn auch nicht als eigentlich schöner, doch als sehr angenehmer Mann gelten, verband mit gründlicher Bildung echte Herzensgüte und wußte im geselligen Leben zu imponiren, ohne zu verlegen.

Der Vater hegte gegen den Bewerber nicht die mindesten Bedenken. Er band jedoch seine Einwilligung zur Verehelichung an die Fähigkeit des Schwiegersohnes, eine Frau anständig zu erhalten, was jedoch bei der geringen Praxis im Orte nicht möglich war. Er wollte nicht außer der Tochter noch deren Gatten versorgen.

Oswald andererseits mochte sich nicht völlig vom Schwiegervater abhängig wissen und drang nicht mit Gegenvorstellungen auf ihn ein. Sein heißes Bemühen war dahin gerichtet, eine stattliche Anstellung als Bezirksarzt, und zwar in einer Gegend, wo auch der Praxis ein größeres Feld offen stünde, zu erlangen.

Das ging freilich nicht so rasch; indeß für Liebende hat die Zeit Flügel.

„Ich wäre herzlich froh,“ bedeutete oft Reinberger, „wenn das Oswalds Existenz sichernde Decret eintreffen würde; so ungern ich Dich von mir lasse, Sabine, so bereitwillig —“

„Ich werde schweren Herzens —“

„Laß es gut sein, denn in der Welt ist der Mag — bin auch aus dem Elternhaus gewandert meiner Braut zu Liebe, und ein Mädchen geht viel leichter — muß es auch —“

„Wenn Du nur auch, lieber Vater, dann bei uns wohnen würdest.“

„Wo denkst Du hin, mein Geschäft, meine Stellung in noch kräftigen Jahren aufgeben — wird Euch dereinst frommen, nach meinem Ableben die Erfahrung zu machen, daß ich wacker gewirthschafte. Uebrigens zwei Wirthschaften unter einem Dache taugen nicht; Du willst Frau sein, er will Herr sein, wie sich's gebührt — und ich — will auch nach meinen Ansichten, Launen, verstehst mich schon, handeln.“

Reinberger hatte ganz richtig geurtheilt, daß Sabine vor dem Gedanken, mit ihrem Gemal in die Ferne zu ziehen, nicht schaudere.

So theuer dem Mädchen der Vater war, so ging doch sein ganzes Sehnen der Vereinigung mit dem Geliebten entgegen, würde auch als Preis ein bei Weitem größeres Opfer gefordert worden sein.

So ruhig jedoch der Hausvater der Trennungsstunde entgegenblickte, so tieferschütterte bangte vor derselben ein Genosse des Hauses, dessen Empfindungen eben in die Wagtschale der Entscheidung nur das mindeste Gewicht zu legen vermochten.

Dieser Hausgenosse war der als Troddel im ganzen Markte bekannte und verrufene Stefan. Sohn eines fernen, blutarmen Verwandten, war derselbe als Waise, der von allen Seiten die roheste Behandlung widerfahren, von Reinberger in Obdach und Pflege übernommen worden. Stefan zählte kaum 26 Jahre, aber man hätte ihn leicht über ein halbes Jahrhundert hinaus schätzen können. Sein aufgedunsenes, von struppigen Haaren dünn besätes Haupt ruhte auf einem kolossalen Blähhalse. Die hagern Beine schienen von der Wucht des Oberleibes erdrückt. Das grünliche Augenpaar schillerte gläsern und trübe. Im mißgestalteten Körper waltete ein verkrüppelter Geist.



Trotzdem besorgte Stefan mehrere ihm zugewiesenen Beschäftigungen mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit.

Reinberger äußerte oft: „Ich bereue nicht, mich des armen Teufels erbarmt zu haben. Er gibt den trefflichsten Knecht ab.“

Freilich hatte der unglückliche Stefan auch manch sonderbare Grimassen. Wurde ihm in gewissen Dingen widersprochen, so blühten allsogleich unheimlich seine Augen, die Fäuste ballten sich, die Zähne knirschten; doch derlei Wallungen gingen rasch vorbei und ein freundlich Wort genügte, den Bornigen zum willigsten Sklaven umzuwandeln. Was aber am meisten über ihn vermochte, das war ein Wink von Sabine. Dem Mädchen gegenüber schien Stefan gar nicht sich selbst anzugehören; ihr zu Liebe achtete er weder Hunger noch Durst, weder Frost noch Hitze.

Sabine aber trug auch wahrhaftes Mitleid mit dem Unglücklichen. Sie vermittelte, wenn der bei manchen Capricen Stefans nicht ganz gleichgiltige Vater aufzubrausen drohte; sie war bedacht, ihm zuweilen durch irgend eine Spende Freude zu bereiten, und fuhr ihm mit ihren weichen Händen schmeichelnd über das häßliche Angesicht, wenn er seinen Dienereifer, seine Dienertreue durch eine Leistung glänzend bewährt hatte.

Ein milder Maimorgen war angebrochen. Vöglein sangen, Käfer summten, Falter flogen.

Sabine war früher als gewöhnlich in den kleinen Garten geeilt. An einem alten knorrigen Birnbaume lehnte Stefan und weinte bitterlich.

„Was fehlt Dir, Stefan?“

„Ist es wahr, Sabine, Du wirst mit dem Doctor fortziehen, mich allein lassen?“

„Freilich — verlasse ungern das Haus, die Heimat, meinen Vater und Dich.“

„Wirst fortziehen —“

„Mit meinem Vatten.“

„Sabine — und da soll ich nicht weinen?“

„Der Vater ist ja gut mit Dir, hat Dich lieb, wird auf Dich denken; darfst für die Zukunft nicht hangen.“

„Aber Du, Sabine — fort — nein — das — das kann ich nicht überleben!“

Sabinens Augen waren bereits feucht und sie würde selbst geweint haben, wenn nicht des Vaters Ruf an ihr Ohr geklungen hätte.

„Nun, Gottfüg' es, daß die Sache bald und günstig sich erledige,“ äußerte Reinberger. „Dswald muß in die Residenz; wie Du weißt — will ihn bis \*\* begleiten und von da nach \*\* reisen, um mit meinem Vetter Krüger die leidige Streitsache der Müller'schen Erben wo möglich mündlich abzuthun; magst derweil als Hausfrau schalten — hoffe nicht gar lange auszubleiben.“

Vater und Bräutigam bestiegen den Wagen, der sie von dannen trug. Sabine blickte den Scheidenden mit hochklopfendem Herzen nach und stand noch einer Statue gleich in Gedanken verloren, als längst jede Spur von Beiden der Beobachtung entschwunden war.

(Schluß folgt.)

## Ueber das Bessern und seine volkswirtschaftliche Bedeutung.

(Mit besonderer Bedachtnahme der Verhältnisse Krains.)

Von Wilhelm Ritter v. Frisch.

Bereits seit einem halben Decennium beginnt der neue Frischproceß des „Bessern“ auf unserem Continente immer festere Wurzel zu fassen und in dem gesammten Eisenhüttenwesen eine Reform anzubahnen, von deren Tragweite man sich zur Stunde noch keine entsprechende Vorstellung zu machen im Stande ist; ja es scheint sich durch die glückliche Vermittlung dieser geistvollen, die schönsten und überraschendsten Erfolge bereits aufweisenden Neuerung an der vaterländischen, unter der gleichsam nicht weichen wollenden Wucht einer hartnäckigen Krisis lahm gelegten Eisenindustrie, welche Jahre lang und vergeblich nach stabilen handels- und finanzwirtschaftlichen Zuständen, billigen und ausgedehnten Verkehrsverhältnissen, niedrigem Kapitalszins und ermäßigter Besteuerung ringt, das Sprüchwort zu bewahrheiten: „Wenn die Noth am größten, ist Hilfe am nächsten.“

Es dürfte dieser Umschwung zumeist der in Inner-Oesterreich vorherrschenden Holzkohlen-Eisenindustrie gelten, nachdem gerade dieses reine, meist aus trefflichen, manganhaltigen Spatheisensteinen erblasene Hochofengut sich für den Bessmerproceß ganz vorzüglich eignet und auch der Qualität seiner Erzeugnisse nach, gegenüber dem Coaks-Roh Eisen und den aus letzterem gewonnenen Bessmerproducten, immer eine entschiedene Superiorität behaupten und in Folge dieser Frischmethode auch der Brennstoffaufwand, welcher bei den bislang hier zu Lande gang und gäbe gewesenen Frischproceß durch seine Größe und Theuerung zumeist die Concurrenzfähigkeit unserer heimischen Producte abschwächte, auf ein gleiches Niveau mit dem Auslande heruntergedrückt werden wird.

Wie nun jederzeit das „Bedürfnis“ der regste, wirksamste Impuls zur Erweckung, Assimilirung und Ameliorirung von Heil bringenden Neuerungen ist, so hat sich auch die österreichische Eisenindustrie, gerade in der Periode des größten dieselbe belastenden Druckes, mit richtigem Verständnisse und voller Energie dieser segensreichen Erfindung bemächtigt und dieselbe aus dem verhältnißmäßig sehr kurzen Versuchsstadium schnell und sicher zur dauernden Einbürgerung in unseren vaterländischen Gauen gebracht. In der That scheint das „Bessern“ berufen, dem Bedürfnisse des nach unvariablen Sorten und billiger Massenproduction derzeit begehrenden Publikums nach allen Richtungen hin im befriedigendsten Maße zu entsprechen und so für unsere Eisenindustrie eine neue Ära zu inauguriren, von welcher an sich ein vortheilhafter Umschwung, eine erfolgreiche Concurrenzfähigkeit derselben und somit wenigstens ein theilweises Wiederschließen der lange versiegten Wohlstandsquellen datiren dürfte.

Nachdem diese Neuerung — jedenfalls eine der werthvollsten Blüthen moderner Intelligenz — gerade in jenen Kronländern feste Wurzeln geschlagen hat, welche, dem Kronlande Krain benachbart, durch ihre Woche für Woche sich mehrenden



Bessemerproducte auch auf Krains Eisenindustrie einen unfehlbaren Rückschlag ausüben müssen, nachdem die Frage nach Schaffung eines wiederbelebenden Surrogatmittels auch an die diesländischen Eisenproduzenten stündlich, so zu sagen, in immer unabwiesbarer Gestaltung herantritt, nachdem ferner der Bessemerproceß möglicherweise ja auch für das dem ersten Anprall ausländischer, durch Trieste (dem Hauptportum Oesterreichs) wie durch einen Trichter hereinbrechender Concurrenz exponirte Land Krain ein wenigstens theilweise\*) schützender Damm und mittelbar ein neue verwandte industrielle Thätigkeiten erweckender Factor werden kann — ähnlich der billigen Kohle, welche auch neue Industriezweige ins Leben ruft. — Nachdem insbesondere dieser Proceß schon durch die Einfachheit seiner Anlage, seines Verlaufes und überhaupt seiner ganzen Gestaltung und Leitung nach an und für sich schon das Interesse jedes Gebildeten erregen muß, so sei es gestattet, das „Bessemer“ in diesen Blättern in möglichst populärer Weise des Näheren zu beleuchten und die bisherigen reichen, gewichtigsten Erfahrungen in diesem Gebiete der Eisentechnik in einem möglichst gedrängten Rahmen zusammen zu fassen.

Um nun bei der beabsichtigten Betrachtung dem allgemeinen Verständnisse zu Hilfe zu kommen, sei vorerst eine kurze Andeutung über das aus den Hochofen gewonnene, der weiteren Verfrachtung, d. i. Darstellung von Stahl und Stabeisen, zugeführte Roheisen erlaubt.

Das Roheisen ist eine theils chemische, theils mechanische Verbindung von  $2\frac{1}{2}$  bis 5 % Kohlenstoff mit reinem Eisen. Ist die erstere, d. i. gebundene Form des Kohlenstoffes im Eisen vorherrschend, so nimmt das Roheisen den Charakter von Weißeisen an, welches in dem sogenannten Spiegeleisen, dem reinsten Eisen, in welchem 4 Atome Eisen auf 1 Atom chemisch gebundenen Kohlenstoff kommen, seinen vollendetsten Ausdruck findet\*\*). Ist hingegen die mechanische Verbindung von Kohlenstoff, in Form von Graphit, die prävalirende, so nimmt das Roheisen den Charakter von Graueisen an. Zwischen diesen beiden Extremen von Spiegel- und Graueisen bewegt sich nun eine große Anzahl von Sorten, welche man, vom ersten zum zweiten in absteigender Linie gerechnet, gewöhnlich als strahlige oder blumige, großludige, kleinsludige, gekrauste Massen, stark halbirtes, schwach halbirtes\*\*\*), graues und übergraues Roheisen zu bezeichnen pflegt.

Wird nun dieser Kohlenstoff durch Verbrennung desselben in Kohlenoxyd und Kohlenäure beim Frischproceß bis zu einem Reste von  $\frac{1}{2}$  bis 2 % aus dem Roheisen entfernt, wobei auch gleichzeitig die Verschlackung und Abscheidung der, die sogenannten Unarten des Eisens begründenden heterogenen Bestandtheile,

\*) Im Verlaufe dieser Abhandlung wird noch angedeutet werden, daß im Kronlande Krain nur sehr wenige Eisenwerke zur Durchföhrung dieses, besondere Vorbedingungen erheischenden Processes besaßen sind.

\*\*) Der englische Physiker Faraday hat zwar versucht, größere Kohlenstoffverbindungen als 5 %, mit Eisen hervorzubringen, allein dies gelang nicht; er erhielt ein überaues Product, ringsum von Graphit umgeben, dessen Kern doch nur aus Spiegeleisen bestand.

\*\*\*) Stark und schwach halbirtes Roheisen ist eine Mischung von Weiß- und Graueisen; bei ersterem ist das Weiß-, bei letzterem das Graueisen vorwiegend.

z. B. von Silicium, Phosphor, Antimon, Kupfer, Arsen, Calcium, Magnesium angestrebt wird, so erhält man Stahl; wird die Entkohlung noch weiter getrieben, so gestaltet sich das Endproduct zu Stabeisen, dessen weichste, also entkohlteste Sorte immerhin noch mindestens  $\frac{1}{10}$  % Kohlenstoff enthält.

Dabei nun gilt die Regel, daß die Härte des Stahles oder Stabeisens mit dem Gehalte an Kohlenstoff im geraden, die Strengflüssigkeit desselben jedoch mit dem Kohlenstoffgehalte im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Der bei dem Roheisen am meisten ins Spiel tretende und daher gewichtigste Nebenbestandtheil ist das Silicium, dessen Verwandtschaft zu dem Sauerstoffe jener des Kohlenstoffes gleich kommt, da diese beiden Körper in demselben Verhältnisse im Stabeisen wie im Roheisen, nur in verminderter Percent-Anzahl vorgefunden werden; die Kohlenstoffatome werden hingegen durch ihre Beweglichkeit, jene des Siliciums aber durch ihre starre, nur durch hohe Temperatur zu brechende Unbeweglichkeit charakterisirt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Stadtrechte von Krainburg im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Die Grenze des Landgerichts gegen Radmannsdorf bildete der Bach Lipniz, so daß dieselbe in der Mitte des Baches gedacht wurde und die Krainburger daher auch die Hälfte der „Fischweide“ in Anspruch nahmen. Die Grenze gegen Laß bildete die Save der „Wassersaig“ nach, von dem St. Jostenberg durch die ganze Befestigung „was gegen der Sau hangt, hing auf den Bach Lipniz.“ Das Steiner Landgericht endlich reichte ganz bis in die Nähe von Krainburg. „Wann da die pawrn Montag in die Stadt auf den Wochenmarkt kommen und sich voll antränken, daß sie mit einander kriegten und in der Stadt nicht Lürren ansachen noch schlafen, so spartz Einer dem Andern, bis sy aus der Stadt für das Thor kommen, da warten Etlich auf ein bey der Kanterpruchen oder unterwegen (unterwegs) und schlafen (schlagen) denselben zu Tod oder viel todtsch wunden, und laufen über die pruden oder wo sy an die ander seiten in Steiner Gericht kommen, so seynd sie sicher, denn die Kanter scheidet beide Gerichte.“ Auch mit den Radmannsdörfern waren die Krainburger im Streit befangen wegen des Landgerichts in der Feistritz und „soweit diese vorhaltet.“ 1458 nach dem Sontag Lätare zu Mittenfasten erließ Kaiser Friedrich den Befehl wegen Abhaltung einer Commission dieserwegen und sprach den Krainburgern das streitige Recht zu. Hierüber hat Caspar Melz, Verweser der Hauptmannschaft in Krain, und Georg Steiner, Bicedom, unterm Datum: Erichstag vor S. Lorenzen 1458 den Krainburgern nach genommener Beschau Brief und Siegel ausgefertigt; 1479 bestätigte (Grätz am Mittichen nach dem Sontag Lätare in der Fasten) Kaiser Friedrich diese Gerichtsbarkeit; 1494 bestätigte, Wien am S. Antonitag, wie oben angeführt, Kaiser Max den Krainburgern das Gericht über Raß etc.

Es kam vor, daß Gläubiger von Krainburger Bürgern, welche ihr Recht vor dem Krainburger Gericht nicht durchzusetzen sich getrauten, ihren Schuldner, wenn er in ein anderes Land



oder Landgericht kam, oder auch einen andern Krainburger, an welchen sie gar keinen Rechtsanspruch hatten, vor den fremden Richter forderten und auf seine Habe Verbot legten. Ueber die diesfällige Beschwerde der Krainburger ertheilte ihnen Kaiser Friedrich die Freiheit, daß sie nur vor ihrem eigenen Richter belangt werden dürften.

Schon 1422 Samstag nach Philippi und Jacobi zu der Mainstadt empfahl Erzherzog Ernst seinem „lieben Dheime“ Graf Heinrich von Görz, seinem Hauptmann in Krain, daß wer in der Stadt Krainburg „Hewser habe“ mit der Stadt leyde mit Steuern und andern Sachen als die Bürger daselbst twend (thun), ausgenommen die von den Vordern (Vorfahren) löblicher Gedachtnuß oder von ihm dafür weren gesreyt worden. Dem zu Folge mußten auch Priester und Edelleute, die ihre eigenen Häuser in der Stadt hatten, mit der Stadt in allen Steuern, Rabuet, Wacht, Behütung der Thore und überhaupt allen Anliegen, so oft es nöthig, gleiche Bürde tragen.

Der Ursprung des Rechtes der Stadt Krainburg, fremde Unterthanen („Leut“ oder „Horden“) und Handwerksgesellen aufzunehmen, zeigt uns, wie hoch Kaiser Friedrich die Stadt hielt. Es heißt nämlich wörtlich in unserer Quelle: „Kaiser Friedrich hat die Stadt hoch und werth geachtet, und dafür gehalten, daß im Fürstenthume Krain keine festere Stadt mit dem Burgstall und Gelegenheit zur Wehr nicht gefunden werde, davon man das ganze Land in Kriegszeiten behalten, und wenn die (diese) durch den Feind abgedrungen, das ganze Land verloren wäre und der Landesfürst und die anderen Lande in Gefahr kommen könnten, und so hat er zum bessern Emporkommen und zur Vertheidigung der Stadt den Bürgern die Freiheit verliehen, daß ein ehrsamer Richter und Rath die Fremden im Namen des Landesfürsten aufnehmen, ihnen Bürgerrecht verleihen und sie Niemand auszuliefern schuldig sein möge.“

Es ist eine interessante Erscheinung, daß in Krain gegen das Ende des Mittelalters unter der Bauernschaft, besonders von Oberkrain, sich ein reger Handelstrieb zeigte, der den Städten gefährlich zu werden begann und gegen welchen sie daher auch nicht zögerten, ihre Privilegien zu Hilfe zu rufen.

Eine solche Beschwerde hatten denn auch die Krainburger anzubringen und sie beriefen sich auf Freiheitsbriefe zweier römischen Kaiser und Fürsten von Oesterreich, daß kein Bauer, noch jemand Anderer auf dem Lande keinerlei Handwerk, Gewerbe, noch Handel mit Kaufmannschaft, Waar, Lederwerk, Leinwand, Eisen, Vieh u. A. treiben noch auch Tasernen, die nicht schon von Alters her gewesen, errichten, noch fremde Straßen mit solchem Handel betreten dürfe, wodurch dem Landesfürsten an seinen Mauthen, Zöllen und anderem Einkommen Nachtheil erwachsen könnte. Nun hätten sich die Bauern seit einigen Jahren der „Handelschaft“ gewaltiglich angenommen. Die jungen, ledigen Bauernsöhne kaufen das Gevill, Wildwerk und Anderes im Land auf, führen es auf fremden Straßen, die ihnen bekannt sind, aber die Gebirge aus dem Lande. Wollen nun die Bürger

solche Waare kaufen, müssen sie sie theuer von den „Fürläuffeln“ (Vorkäufer) erhandeln. Nun soll je aller Handel nur in den Städten und keiner auf dem Lande sein. Der Bauer soll seine Hube bearbeiten, der Bürger soll sich des Handels und Gewerbes nähren. Dazu tritt noch der Edelmann mit dem Bauer in Compagnie, legt sein Geld im Handel an, während doch dem Edelmann der Handel verboten ist. Das trägt zum Verfall der Stadt bei. Die Bauern in „prinpla“ und nachent bei der Stadt in andern Dörfern schenken Wein und halten ungewöhnliche „Tasernen,“ haben Del und andere Gattungen feil und geben sie pfundweis her, was dieser Stadt ein großer Abbruch ist und den armen Bürgern, die sich des nähren sollen, das Brot vor dem Mund abschneiden und noch mehr, sie kaufen und verkaufen in derselben „Tasern“ Vieh, Eisen, Leinwand, Del, Gevill u. vertauschen Roß und Ochsen, treibens und führens hinweg, geben kein Mauth noch Zoll davon, denn es kommt nicht in die Stadt.

Nachdem viel Eisen, Stahl und ander Güter von Kärnten durch das Steiner Gericht über die Flednik, dann auf der Fuhr und den Schiffen über die Save geführt werden und keine Mauth geben, während doch von Kaisers Majestät zur Erhaltung der Brücke (über die Save) verordnet worden, daß alle Kaufmannswaare und andere Güter so über den Krainberg und Leubl in das Fürstenthum Krain gebracht werden, keine andere Straße geführt werden soll, als auf Krainburg und hier in Krainburg den Brückenzoll entrichten soll, so soll eine Ordnung zur Befolgung dieses Weges erlassen werden.

Die Entstehung dieses Brückenzolls ist auf Kaiser Friedrich III. zurückzuführen, der mit Urkunde Freitag nach St. Pauli Belehrung zu Speyer, 1487, Mauthrechte für den Brückenbau über die Save bewilligte. Kaiser Friedrich IV. bewilligte zur Erhaltung der Brücke eine kleine Mauth von jeder Waare, die darüber geführt, getragen oder getrieben wird. Die eine Hälfte der Einnahme solle an den Vicedom abgeführt, die andere zum Bau und zur Erhaltung dieser und der Kanterbrücke verwendet werden. Dieses bestätigte Kaiser Friedrich 1494, Wien St. Antonitag, und unter Einem auch die Abhaltung zweier Jahrmärkte. (Schluß folgt.)

### Eine altslowenische Handschrift.

Vor einigen Monaten entdeckte A. Kralicky in der Bibliothek des Basilianerklosters auf der Černackaja gora ein altslowenisches Psalter. Dasselbe ist auf Pergament geschrieben und enthält 150 Psalmen vollständig und außerdem den Gesang Moses: „Singen wir dem Herrn“ auf vier Blättern, das Ende fehlt. Allen Anzeichen nach ist es abgeschnitten worden. Die Worte sind nicht getrennt, sondern wie sonst in alten Denkmälern dicht aneinander geschrieben. Der Entdecker der Handschrift, ein Mönch des erwähnten Basilianerklosters, erklärt, er sei bereit, sie einem gelehrten Slavisten auf einige Zeit mitzutheilen. (West. Wochtschft.)